

# Am Himmelstor

Autor(en): **Caltofen, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663431>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zwischen Rosen und Tulpen ihre gelben Giftblüten treiben. Schliesslich nahm ich mir vor, ein Optimist zu bleiben und vor allem damit zu beginnen, dass ich mir redlich Mühe gab, selbst ein guter Nachbar zu sein. Dabei hielt ich mich an das ebenso einfache wie wirkungsvolle Rezept: leben und lebenlassen! Das führte mich dazu, mich jedem Nachbar gegenüber so zu verhalten, wie ich wünschen musste, dass der Nachbar sich mir gegenüber verhielte. Da ich diese Haltung andauernd nach sieben Seiten hin zu betätigen hatte, kostete sie mich zuweilen nicht wenig Schweiss. Trotzdem machte ich mir die Sache nicht leicht, trotzdem hielt ich durch.

Und seht da, der Erfolg blieb nicht aus. Es kam so, dass die siebenfältige Nachbarschaft sich von Woche zu Woche erfreulicher anliess. Man hütete sich vor allzu intimer gegenseitiger Anbiederung, man vermied geflissentlich jede Ueberschwenglichkeit von Tür zu Tür und von Zaun zu Zaun — und wuchs trotzdem immer mehr zu einer freien und herzwarmer Gemeinschaft zusammen, die ihr solides Fundament in der wechselseitigen Achtung hatte. Man reichte einander jede Hilfe, ohne viel Wesens daraus zu machen; man riet und liess sich raten — und brauchte dabei doch, auch wenn

man hin und wieder einen gutgemeinten Rat in den Wind schlug, den Zorn des Nachbars nicht zu befürchten.

Nachdem ich an einem dieser Abende wieder meinen Gang um das Haus gemacht, siebenmal gegrüsst hatte und siebenmal begrüsst worden war, griff ich mir nicht mehr an den Kopf. Ich wusste nun, dass ich mich hier keineswegs in die Nesseln, sondern buchstäblich in die Rosen gesetzt hatte. Denn der Segen der guten Nachbarschaft wurde mir ja siebenfältig zuteil. Und es kam so etwas wie ein herzstärkender Zeittrost über mich: Mochte auf unserm runden und doch so buckligen Erdball noch die Zwietracht herrschen, mochte jeder Kontinent immer noch in Gegensätzlichkeiten aufgespalten sein, mochte sogar im einzelnen Staate noch der Zank der Bürger andauern — hier wenigstens, auf diesem kleinen, eng umzäunten Fleck Erde war ein Anfang gemacht. Hier regierte die Verträglichkeit, hier waltete der Geist der Menschlichkeit. Und man durfte guten Mutes sein und konnte sich ja denken: Vielleicht ging gerade hier die gute Saat auf, vielleicht wirkte der Geist der Friedfertigkeit aus dem Kleinen ins Grosse, aus der Enge der Dorfgemeinschaft in die Weite der Welt ...

R. CALTOFEN

## *Am Himmelstor*

Es war schon spät, als ich in Batalha ankam.

Ich hatte einen Abstecher gemacht, begierig darauf, Portugals Nationalheiligtum zu sehen.

Ich lasse mich gern überraschen. Um mir das Geschenk des ersten Eindrucks nicht schmälern zu lassen, blättere ich vorher meistens in keinem Führer nach.

Ich kann also nicht sagen, was ich mir unter Portugals Freiheitsdenkmal vorgestellt hatte. Jedenfalls aber ein sehr wichtiges Monument.

Ich kam die alte Römerstrasse von Norden her. Leira mit dem verfallenen Kastell des Königs Diniz auf steilem Berghügel, die schönen Eichen von Azola, die blauen Hügelketten des fernen Pindal Real, die fruchtbaren Getreidefelder und Rebhaine auf den Ausläufern der Serra d'Albaros, das alles war schon längst ausser Sicht. Wir fuhren

nun durch ausgemachte, langweilige Kieferwäldchen.

Plötzlich aber senkte sich der Weg, und ganz unerwartet öffnete sich der Blick auf einen üppigen, von Oliven- und Pinienhügel umrahmten Talkessel. Der Wagen überquerte eine kleine Steinbrücke, unter der sich ein fast eingeschlafenes Bächlein dahinmühte, und fuhr dann durch eine schattige Allee geradewegs auf ein mächtiges Portal zu.

Der Wagen hielt. Ich stieg aus.

Es war schon spät, als ich in Batalha ankam, und ich war sehr müde. So stand ich nun da und rieb mir die Augen. Ich wusste nicht gleich, ob das alles nur ein schöner Traum, oder ob ich wirklich wach war.

Unter dem kornblumenblauen Himmelsgewölbe

strebte vor mir ein Portal auf, gross, riesengross und dabei so zart und fein, als sei es aus lauter Seidenspitzen und Lichtstrahlen erbaut. In goldüberhauchtem Rosenschimmer stand es da, und ein wundersamer Glanz schien von ihm auszugehen. Es dauerte lange, bis ich glauben konnte, dass es doch nur aus Stein bestand. Aus weissem marmorähnlichen Gestein, dem viele Jahrhunderte einen warmgoldenen Schimmer verliehen hatten, und der nun im Schein der untergehenden Sonne fürwahr in himmlischer Herrlichkeit erstrahlte.

Ich trat ein. Kerzenblumen blühten, Weihrauchwolken wogten, dumpf sang die Litanei, hell klingelten die Glöckchen. Oder war auch das nur ein Traum?

Ich schritt durch die Lichtfluten, die durch die hohen, bunten Fenster brachen und die überwältigende Helle hoher Berggipfel in das Kirchenschiff hineintrugen. Ich durchschritt die Tonfluten eines sanften, unsichtbaren Chores, welche die erstaunlich schöne Resonanz der Klosterkirche wie überirdische Sphärenmusik erklingen liess.

Ich bin durch die Prachtbauten der Grabkapelle gegangen. Ich habe sie schlafen gesehen, die für Portugals Grösse lebten und starben. Ich habe in der kleinen, lichten Capella do Fundador gestanden. Meine Augen konnten sich nicht sattsehen an diesem steinernen Juwel, meine Seele konnte sich nicht satt hören an diesem steinernen Siegesjubel über Tod und Vergänglichkeit. Dort habe ich sie schlafen gesehen, ihn, João I., den Gründer, mit dem das Heldenzeitalter der portugiesischen Geschichte begann, und unter vielen anderen auch den so vielgerühmten Henrique, den Seefahrer, und den so vielgeliebten Infanten Santo.

Ich habe im Claustro Real, einem der schönsten Kreuzgänge der Erde, gesessen. Die zierlichen zarten Pfeiler, die sich zu kunstvollen Bögen mit fast orientalischem üppigem Masswerk vereinigen, das Brunnenhaus, das durch seine beiden hohen Fensterbögen so bezaubernd köstliche Durchblicke gewährt, der träumende Innengarten mit seinen Wasserspielen, mit seinen Vögeln und Schmetterlingen, die mit ihrer lieblichen Lebendigkeit auch die steinernen Bubuszweige und Lotosblüten des Kreuzganges zu duftendem Leben erwecken. Wer könnte das alles wieder vergessen . . .

Doch zog es mich mit magischer Gewalt immer wieder nach dem Westportal zurück. Nein, es war kein Traum. Es war steinerne Wirklichkeit. Sie waren noch immer unverändert da, die vielen hundert Engel und Heilige. Sie schwebten noch immer

in den Bogenleibungen und grüssten herab, und hoch droben zwischen ihnen sass Gottvater selbst und mit ihm die vier Evangelisten und die gekrönte Mutter Gottes, heute so wie vor vielen hundert Jahren. Doch dies Wissen konnte mich nicht irremachen. Dies hier war gewiss das Himmelstor meiner Kindesträume.

Ich ging hinaus auf die Höhen. Der Zauber ging mit mir. Wohin ich blickte, überall hatte ich vor meinen Augen jenes unvollendete, vollendet schöne Wunderwerk der Gotik. Und wohin ich auch lauschte, überall hatte ich in meinen Ohren die vollendet schöne Unvollendete von Schubert. Mir war, als töne diese Musik aus jenen Steinen.

Die Sonne war untergegangen. Der Wind klirrte mit dem harten silbrigen Laut der knorrigen Oelbäume, die in endlosen Reihen gleich unheimlichen Spukgestalten auf mich zukamen. Der Ozean schickte seine Nebel herüber. Sie wurden dichter und dichter und hüllten Hügel und Höhen ein.

Ich zog meinen Mantel fester um mich. Ich froh trotz des Sommertags. Ich war nun wieder ganz auf Erden. Mich verlangte jetzt nach einem Glas heissem Kaffee und nach einem Bissen Brot.

Ich kehrte um. Ich wanderte weit. Der Wald und die fremden Wege sind schuld daran, dass ich nicht gleich heimfinde, sagte ich mir anfangs und wanderte weiter. Dann aber zweifelte ich nicht mehr daran, dass auch das Dorf inzwischen weitergewandert sein musste.

Plötzlich hatte ich den Duft von frischen, warmen Wecken in der Nase. Ich schaute mich um. Da sah ich eine alte Frau in absonderlicher Tracht durch den Nebel gehen. Sie hatte es offenbar sehr eilig. Sie trug einen grossen Korb, und in der Hand eine grosse Ofenschaufel.

Ich rief sie an. Sie sah sich nicht um und eilte unbeirrt weiter. Ich rief sie nochmals, da war sie im Nebel verschwunden.

Ich hörte nur geiferndes Hundegekläff.

Eine halbe Stunde später sass ich in einem Dorfgasthaus.

Das Radio schrillte Tanzmusik.

«Sie werden verzeihen, Senhor, wir haben leider kein Brot im Haus. Es kommen so selten fremde Gäste, wir sind gar nicht darauf eingerichtet.»

«Auch kein altes?» fragte ich, obwohl ich wusste, dass die Frage überflüssig war, denn selbst der anspruchloseste Südländer will morgens sein frisches Brot.



«Bedaure, Senhor.»

Ich schaute noch dem kleinen Glaskasten hin, der auf dem Schanktische stand. Ein paar hartgesottene Eier, ein kleines Rad halbvertrockneter Ziegenkäse, ein wenig Quittenbrot und kleine Reiskuchen, deren Zuckerguss sich in der Wärme des Tages aufgelöst hatte und nun in dicken Scheiben an der schmutzigen Glasscheibe klebte. Nein, trotz meines grossen Hungers verspürte ich keinen Appetit darauf.

«So lassen Sie doch bitte ein wenig Brot für mich holen?»

«Holen? Woher denn jetzt in halber Nacht holen, Senhor?»

Das Radio wurde leiser gestellt.

Alle pirschten sich belustigt zu mir heran. Sie staunten mich in unverhohlener Neugier aus ihren grossen schwarzen Augen an.

Ich war ein wenig hilflos.

«Vielleicht hat der Bäcker da drüben noch etwas», ich zeigte auf das Schild «panadaria», das im Schein der kümmerlichen Beleuchtung an der gegenüberliegenden Strassenseite im Winde schaukelte.

Sie lächelten überlegen. Sie liessen ihre weissen Zähne sehen. Das Radio wurde abgestellt.

«Unser Bäcker da drüben ist in der Karwoche gestorben.»

«Aber eine Bäckersfrau hat doch einen grossen Korb frischer Wecken hierher ins Dorf gebracht. Vor einer guten Stunde erst. Die können doch unmöglich schon alle sein.»

Eine Bewegung ging durch die kleine, gedrängte Menge. Ein Flüstern ging von Mund zu Mund. Alle wichen ein paar Schritte zurück.

«Eine Bäckersfrau, Senhor?» fragte mich der Wirt.

«Ja, eine Bäckersfrau ...»

Ich fing an, mich über die Leute zu ärgern.

«Wie sah sie denn aus, Senhor?»

Was sich von so einer Bäckersfrau schon gross erzählen liess? Und ausserdem sass ich hier am leeren Tisch, und mir knurrte der Magen. Ich sass allein mitten im Raum, und von den Wänden ringsum starrte man mich so entsetzt an, als ob ich aussätzig sei.

«Hatte sie vielleicht eine Ofenschaufel?» fragte mich der Wirt.

«Ja, eine grosse Ofenschaufel.»

Er bekreuzte sich. Alle bekreuzten sich. Ich

hörte murmeln und beten. Ich hörte Türen klappern und Strohpantoffeln davonestieben.

Eine umfangreiche Frau mit aufgekrempten Aermeln kam herein gestürmt und riss mit einem kreischenden «Maria Josef» das schlafende Kind aus seinem rohrgeflochtenen Bettchen, das in einem Winkel der Schenke stand. Da verlor ich denn doch die Geduld.

«Bitte, Senhor, was soll denn das alles heissen?»

Er bekreuzigte sich wieder. Er rief alle Heiligen an. Er schluckte ein paarmal, als müsste er grosse Pillen hinunterwürgen.

«Sie sind hier fremd, Senhor ... Es war keine Bäckersfrau, der Sie begegnet sind, Senhor ...»

«Doch, Senhor», beharrte ich.

Er schüttelte den Kopf.

«Aber keine richtige. Es war die Bäckersfrau von Aljubarrota.»

«Die Bäckersfrau von Aljubarrota ...? So glauben Sie also an einen Spuk?»

«Wer wird denn an einen Spuk glauben, Senhor? Aber bei der heiligen Mutter Gottes, ihr Geist geht um. Und wem er begegnet, der bringt Unglück ins Haus.» Er bekreuzigte sich wieder, und mir schien, dass seine Zähne klapperten.

Wer kennt hier nicht das Wort: Endiabrado como a padeira d'Aljubarrota! Verteufelt wie die Bäckersfrau von Aljubarrota!

Doch wer kennt hier nicht auch ihre Geschichte.

«Aber, Senhor, sie hat euch Portugiesen doch einmal soviel Glück gebracht, wie könnte ihr denn da nur so etwas von ihr erzählen?»

Er hob mit einem vielsagenden Blick Schultern und Augenbrauen. Er besah sich der Reihe nach alle Fingernägel, dienerte dann und verschwand.

Ich sass und wartete auf meinen Kaffee.

Moskitos umschwirrten die matte Glühbirne an der Decke. Zwischen zwei hohen Tragbalken baute eine dicke Spinne ihr Netz.

Ich dachte nach. Nie hätte ich es für möglich gehalten, was ich heute erlebt hatte. Ich hätte gern gewusst, ob es in Aljubarrota wohl eben so war, dort, wo man eine Gedenktafel für jene verteufelte Bäckersfrau angebracht hatte, wo man ihr zu Ehren sogar seit Jahrhunderten eine Ofenschaufel im Wappen führt.

Arme, tapfere Brites d'Almeida ... Ich konnte mir jenen denkwürdigen 14. August 1385 so gut vorstellen. Hier war das Feld, auf dem die Schlacht getobt hatte. Hier hatte der neuerwählte König João I., zwei Jahre zuvor nur Grossmeister des Ritterordens von Avis, die Kastilier zum Kampfe

gestellt. Es ging um die Freiheit Portugals. Es galt, König Diaz' Erbe zu retten. Nuno Alvarez Pereira focht wie ein Löwe. Das Aviskreuz flatterte vorwärts über das Schlachtfeld. Doch an einer Flanke leisteten die Kastilier zähen Widerstand. Da stürzte eine Bäckerfrau gegen die Stellungen vor. Mit ihrer Ofenschaufel erschlug sie sieben Kastilier. Die andern packte das Grausen.

Arme, tapfere Brites d'Almeida, die du nun als Geist umgehen sollst! Die du nun als Geist eine Erfahrung der Lebenden machen musst, diese bittere Erfahrung, wie nah in unserer wunderlichen Menschenwelt Dankbarkeit und Undankbarkeit, Ehrfurcht und Angst, Segen und Fluch beieinander wohnen . . .

Hinter der Schankstube klappert Geschirr. Das erweckte mich aus meinen Grübeleien. Ich vermeinte schon, meinen Kaffee zu riechen. Aber niemand kam.

Ich rief. Ich hörte nicht mehr auf, in die Hände zu klatschen.

Die umfangreiche, kreischende Frau von vorn wurde hinter einer Türspalte sichtbar. Sie behauptete und beschwor mich mit tausend Worten und tausend Gesten, dass sie wirklich keine Mahlzeit und keine einzige Kaffeebohne im Hause hätten und dass wirklich kein freies Zimmer in ihrem Hause zu haben sei.

Ich wusste nicht, wo ich bleiben sollte. Es war inzwischen Nacht geworden. Ich lief durch den Ort, in der Hoffnung, vielleicht gegen gutes Geld jemandem mit einem Reittier aufzutreiben.

Aber vor mir schlugen alle Türen laut zu. Hinter mir gingen sie leise wieder auf. Man lugte mir nach, um sofort wieder zu verschwinden, sobald ich mich nur umschaute. Seitdem weiss ich, was es mit dem bösen Blick auf sich hat.

Ich stand mutterseelenallein auf einer finsternen, einsamen Dorfstrasse. Da knarrte vor mir eine Pforte. Ein schmaler Streifen Licht fiel quer über die Strasse. Eine winzige, gebückte Frau huschte durch das Dunkel auf mich zu und winkte mir. Sie kam nahe zu mir heran und nahm mich beim Arm.

«Kommen Sie nur herein», flüsterte sie mit vorgehaltener Hand.

Ich folgte ihr mit gemischten Gefühlen.

«Kommen Sie nur herein», lud sie mich drinnen in ihrem Häuschen noch einmal ein.

«Nein, aber so etwas», sie wiegte ihren kleinen weissen Kopf hin und her und faltete ihre kleinen, pergamentenen Hände.

«Nein, aber so etwas . . .»

Sie hatte sich eine Kerze auf einen Flaschenhals gesteckt und war damit hinaus gegangen. Ich hörte sie draussen mit Töpfen hantieren. Ich hörte das gleichmässige Zischen eines Petroleumkochers. Ich sah einen Augenblick lang wie in verschleierter, sonnendurchsonnter Ferne das lichte Kloster, das goldene Tor. Dann aber sah ich wieder die dicke Spinne und das grosse Netz an der Balkendecke der Schenke. Und ich sah die armen, gefangenen Moskitos. Ich hatte noch nie zuvor mit ihnen Mitleid gehabt.

Von draussen hörte ich das verheissungsvolle Singen siedenden Wassers. Ich hörte einen Augenblick lang wie aus himmlischen Höhen ewige Melodien. Dann aber hörte ich wieder das geifernde Bellen des Hundes. Ich sah die grosse Bäckerfrau durch den Nebel gehen . . .

Da standen schon Kaffee und Zucker und Essen vor mir. Es war ohne Zweifel die Festtagskaffee-kanne, aus der die alte Frau mich bediente. Und sie goss, ungeachtet der frischgewaschenen Mitteldecke, mein Glas so voll, dass es überlief. Hier ein Zeichen besonderer Gewogenheit. Und sie sprach mir freundlich zu. Sie lief geschäftigt mit dem Bettlinnen hin und her und erzählte mir dabei, dass sie noch nicht lange in dieser Gegend wohne. Dass sie einen Sohn in Macao und ein Patenkind in Timor hätte, und dass es denen auch öfters so gegangen wäre wie mir. Ja, und dass sie nicht so abergläubisch sei wie diese Leute hier.

Ich traute ihr trotzallem nicht. Ich rechnete ganz fest damit, dass es bei ihr der Geiz sei, der über ihren Aberglauben gesiegt hätte. Wenngleich es sinnlos war, da mir ja keine andere Wahl blieb, fragte ich vorsichtshalber doch nach dem Preis.

«Nein, aber so etwas . . .», sie wiegte wieder ihren kleinen weissen Kopf hin und her, sie faltete wieder ihre kleinen, pergamentenen Hände.

Ich atmete auf. Die Reihe meiner üblen Erfahrungen sollte also nicht fortgesetzt werden. Sie gehörte wirklich zu jenen echten Portugiesen, deren gutes Herz sich nicht genug tun kann, und die wirklich gekränkt sind, wenn man sie für ihre Mühe entlohnen will.

Ich glaubte nun auch bereitwillig alles andere. Dass sie eine Ausnahme hier sei, dass sie nicht abergläubisch sei.

Darin war sie allerdings eine grosse Ausnahme, denn auch ich bin hier abergläubisch geworden.

Als ich mich nämlich in meinem Stübchen eingeschlossen hatte, bemerkte ich, dass ich mein Me-



daillon verloren hatte, das letzte Andenken an meinen verstorbenen Vater.

Ich suchte und suchte, aber nein, es war und blieb weg.

Ich war traurig und habe die Nacht nur wenig geschlafen. Ohne ein Wort zu verlieren, habe ich mich in aller Herrgottsfrühe aufgemacht, mein Medaillon zu suchen. Es war sicherlich ein dummes Unterfangen, um so mehr, als ich jetzt am hellichten Morgen keinen Weg und Steg wiedererkannte, den ich tags zuvor gegangen sein musste. Aber es glaubt doch jeder so gern an das, was er sich zutiefst in seinem Herzen wünscht. Erst nach Stunden konnte ich mich entschliessen, das Suchen aufzugeben.

Ich ging noch einmal in das unglückselige Dorf zurück, ich wollte meine Reisetasche holen.

Als ich wieder in das Stübchen trat, da blitzte mir gleich beim ersten Schritt mein liebes Medaillon entgegen. Es lag mitten in der Schale, die bis zu meinem Fortgehen mit kleinen Zweigen gefüllt gewesen war. Es waren Zweige von «Senhora de noite» gewesen, deren unansehnliche, kleine, zierliche Blüten einen ungemein starken, süssen Duft ausströmen. Die Landleute lieben diesen Duft sehr, sie behaupten auch, er vertreibe die Moskitos. Ich war ausser mir vor Freude. Ich rannte durch das ganze Haus, bis ich die gute, alte Frau gefunden hatte. Ich schüttelte ihr wieder und wieder die Hände. Sie sah mich nur aufs höchste verwundert an. Sie verstand offenbar gar nicht, was mit mir los war.

Da erzählte ich ihr alles. Sie aber sagte, dass sie davon überhaupt keine Ahnung gehabt hätte. Ja, sie hatte vorhin die Blumen weggetan. Sie seien schon schlecht gewesen. Und das Wasser auch. Sie habe beides auf den Misthaufen geschüttet.

«Da ist bestimmt nichts Goldenes drin gewesen», versicherte sie mit sicheren Augen, «und wenn, dann müsste es ja draussen liegen auf dem Mist.» Ich überlegte.

Wie um alles in der Welt mochte das nur gewesen sein? Ich war ja auch nicht an die Schale herangegangen. So musste es eben jemand hereingelegt haben.

Nein, unmöglich, sie wohne ganz allein hier im Hause. Und es wäre bestimmt niemand zur Tür hereingekommen. Und ihre Fenster wären doch vergittert. Ich schaute das dichte Gitter der Fenster an und die hohe weisse Mauer davor mit den vielen spitzen Glasscherben.

«Nein, aber so etwas», sie wiegte wieder ihren kleinen weissen Kopf hin und her. Und sie schien mir dann plötzlich doch nicht so ganz gefeit zu sein gegen den Aberglauben. Denn ihre kleinen, pergamentenen Hände besprengten eilig mich und sich, Fenster und Tür, Schwelle und Schale und vor allem mein Medaillon mit geweihtem Wasser. Dann griffen sie ebenso eilig nach dem Rosenkranz.

Ich habe des Rätsels Lösung nie gefunden.

Ich war jedenfalls glücklich darüber, dass ich mein Medaillon wieder hatte. Und ich war auch glücklich darüber, dass, wenn hier nun einmal durchaus Geister umgehen sollten, wenigstens keine bösen zu mir gekommen sind. Denn, nicht wahr, es ist gewiss nicht schön, spüren zu müssen, dass die guten Geister so gar nichts von einem wissen wollen, und es gerade dort noch verspüren zu müssen, wo man das Himmelstor seiner Kinderträume gefunden hat.

---

## PEINLICH ...

Nach einem Gastspiel in Berlin — man hatte die «Afrikanerin» gegeben, befand sich die grosse österreichische Opernsängerin der sechziger Jahre, Pauline Lucca, im Zuge, um zurück nach Wien zu fahren. Man unterhielt sich im Abteil eben über das Gastspiel und eine Dame konnte sich nicht genug tun, über die berühmte Sängerin zu schimpfen, die in ihrem Alter und bei ihrer Hässlichkeit lieber daheim bleiben und Strümpfe stopfen solle. Da der Herr, der neben der Schimpfenden sass und an den deren Worte gerichtet waren, still blieb, regte diese sich noch mehr auf: «Warum reden Sie kein Wort? Sie lächeln nur! Ist denn die Lucca nicht schon längst verblüht?»

Mit einer gewandten Handbewegung auf sein Gegenüber erwiderte der Herr endlich: «Wollen Sie das nicht Frau Lucca selbst sagen?»

Alles verstummte betreten, nur die Schimpfende stammelte Entschuldigungen. Sie habe bloss zum Teil die Vorstellung gehört, sich im übrigen auf die Zeitungen verlassen, deren Urteil sie leider nachgeplappert hätte. Dieser Kritiker müsse ein wahrer Idiot sein.»

«Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen?» meinte darauf die Lucca. «Der Kritiker sitzt ja neben Ihnen!»

M. H.